

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 107.

Berlin, Mittwoch den 6. September

1843.

### England.

Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleon's auf  
St. Helena.

Von Mrs. Elisa Abell.<sup>\*)</sup>

Der Kaiser besaß ein prächtiges Porzellan-Service aus den Fabriken von Sevres: es war ein Geschenk der Stadt Paris, welche dafür eine enorme Summe bezahlt hatte. Während man es auspackte, ließ Napoleon uns rufen. Die Bilder waren von den ersten Pariser Künstlern, und jede Affiette kostete fünf und zwanzig Napoleons. Die Gegenstände bezogen sich alle auf die Feldzüge des Kaisers oder auf einen Vorfall aus seiner Jugend. Meist waren es Schlachten, wo die merkwürdigsten Momente des Kampfes mit großer Treue wiedergegeben waren, oder es waren Bilder von den Gegenden und Orten, an welche sich die Siege und Triumphe Bonaparte's anknüpften. Ein Gemälde machte einen tiefen Eindruck auf mich: es war Napoleon auf der Brücke von Arcole, als schwacher junger Mann dargestellt, allein unter Todten und Sterbenden und seine Gefährten auffordernd, ihm zu folgen. Der Kaiser schien sich über mein Staunen zu freuen, und die Hand auf die Hüfte legend, sagte er lachend: „Ich war damals etwas dünner als jetzt.“ Unter Anderem bemerkte ich auch die Schlacht bei Leipzig. Man muß sich über die Wahl des Gegenstandes zu einem solchen Geschenk wundern, da diese Schlacht für eine der unglücklichsten Niederlagen angesehen wird. Wahrscheinlich waren die guten Bürger von Paris zur Zeit, als dieses Geschenk dem Kaiser angeboten wurde, hiervon nicht so gut unterrichtet, als jetzt.

Der Aegyptische Feldzug bildete ebenfalls einen Stoff dieser Gemälde, und auf einigen derselben bemerkte ich auch Störche. Da ich gehört, daß dieser Vogel von den Aegyptern angebetet würde, so fragte ich den Kaiser, ob dem so sey? Er lächelte über meine Frage und erzählte viel von seinen Abenteuern in Aegypten, indem er mir rieth, nie dahin zu gehen, wenn ich nicht eine Augenkrankheit bekommen und das Gesicht verlieren wollte. Ich hatte auch gehört, daß er in Aegypten sich zum Islam bekant habe, und ich wagte es, ihn darüber zur Rede zu stellen. „Warum sind Sie Türke geworden?“ fragte ich. — „Was kümmert das Sie?“ antwortete er lachend. „Kämpfen ist die Religion des Soldaten, die ich nie verleugnet habe; die andere ist für die Frauen und Priester. Uebrigens nehme ich immer die Religion des Landes an, in welchem ich mich befinde.“ In der Folge kamen Italiänische Geistliche nach St. Helena, welche in den Dienst des Kaisers traten.

Unter den Bedienten, die der Kaiser in Briars hatte, war eine sehr drollige Person, eine Art Leporello, welcher die Junctionen eines Lampen-Anzünders ausübte und eine Menge Spielsachen anzufertigen verstand. Napoleon ließ ihn oft holen, um meinen Bruder durch seine Poffen zu belustigen. Zuweilen machte er Ballons und ließ sie unter dem Jubelruf der ganzen Gesellschaft aufsteigen. Einmal spannte er vier Mäuse an einen kleinen Wagen, war aber nicht im Stande, sie von der Stelle zu bringen. Meine Brüder haken nun den Kaiser, ihm zu helfen. Napoleon befahl ihm, daß er den Schwanz der beiden ersten kniefe; ihre Bewegung würde dann die beiden anderen mitziehen. Der Rath wurde befolgt, und sogleich gingen die Thierschen zu unserer großen Freude im Galopp von dannen. Der Kaiser nahm an dem Spas eben so viel Antheil als ein Anderer, und besonders ergöhte ihn die außerordentliche Freude meiner Brüder.

Napoleon hatte den geschicktesten Confiturier von der Welt in seinem Dienst. Täglich schmückte Herr Piron die Kaiserliche Tafel mit kunstvollen Pastengebäuden von höchst komplizirter und zuweilen sehr eleganter Arbeit. Es waren immer neue Triumphbögen, Paläste von gesponnenem Zucker, Schloßer, die für die Königin der Heen gebaut schienen nach den Zeichnungen ihrer lustigen Majestät. Napoleon schickte uns oft die reizendsten von diesen Architektur-Rätschereien, und zuweilen verband er noch damit freundliche Worte, um sie noch süßer zu machen. — Am Neujahrstage wurden der Sohn des General Bertrand und der Frau von Montholon zu uns gesandt, um uns eine Auswahl von Bonbons anzubieten, und Napoleon sagte uns bei dieser Gelegenheit, er habe seine Liebesgötter abgeschickt, um die Grazien zu begrüßen. Die Bonbons lagen in Krystallkörben, die mit Atlas-Service bedeckt waren und auf Affietten von Sevres-Porzellan standen. Ich habe noch andere kleine Geschenke vom Kaiser bekommen, aber das einzige Andenken,

das mir von ihm geblieben, ist eine Schnur von seinen Haaren, die man für Kinderhaare halten könnte: so fein und seidenartig sind sie.

Napoleon liebte es sehr, den Damen kleine Geschenke zu machen, und er zeigte sich im Allgemeinen sehr leutselig und aufmerksam gegen sie. Er schien mir immer sich in Gesellschaft von Damen zu gefallen, und seine Unterhaltung war das Ideal des Plauderns und höchst interessant. Vielleicht war er etwas zu sehr geneigt, direkte Komplimente zu machen, aber dieser kleine Fehler war bei einem Manne von seinem Range wohl verzeihlich.

Er sagte uns eines Tages, er hätte von der Schönheit und Anmuth der Tochter des Gouverneurs viel gehört, und fragte mich, welches nach meiner Meinung die schönste Person von St. Helena sey? Ich antwortete, daß mir Madame Bertrand alle Frauen, die ich je gesehen, zu überstrahlen schiene. Mein Vater war von ihrem majestätischen Anblick am Bord des „Northumberland“ überrascht worden, und mir schienen, so wie sie sich zeigte, alle andere Gestalten neben der ihrigen unbedeutend zu werden. Doch waren ihre Züge nicht regelmäßig, und man konnte nicht sagen, daß sie absolut schön sey, aber ihre Physiognomie war äußerst intelligent und ihre Haltung die einer Königin.

Die Frauen von Montholon und Bertrand, so wie die anderen Personen aus dem Gefolge des Kaisers, besuchten ihn oft in Briars und brachten den Tag bei ihm zu. Es war rührend, die Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu sehen, die ihm alle diese Besucher erwiesen. Für sie hatte er nicht aufgehört, der große Kaiser zu seyn. Jeder merkte auf seine geringsten Blicke und beeiferte sich, seinen Wünschen zuvorzukommen, als säße er noch auf dem Thron Karls des Großen. Einmal zeigte ihm Madame Bertrand ein Miniatur-Portrait der Kaiserin Josephine. Napoleon betrachtete es lange schweigend mit der tiefsten Nahrung. Endlich rief er, er habe nie ein treueres Bild von Josephinens Zügen gesehen, und er fügte hinzu, er wüßte das Portrait zu behalten, das ihn auch bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Oft hielt er lange seine Blicke auf meine Mutter gerichtet und entschuldigte sich, indem er sagte, sie rufe ihm ganz das Bild Josephinens zurück. Er schien das Andenken dieser armen Fürstin anzubeten und ward nie müde, sich über die Sanftmuth ihres Charakters und die Anmuth ihrer Bewegungen zu verbreiten. Er sagte, sie sey das weiblichste Weib gewesen, das er je gesehen. Dann sprach er mit viel Liebe von der Kaiserin Marie Louise, die er uns als ein liebenswürdiges Wesen und eine treue Gattin schilderte. „Wenn man es ihr erlaubt hätte“, sagte er, „so würde sie mir hierher gefolgt seyn.“

Diesen Abend zog sich der Kaiser früh zurück. Er hatte Nachmittags einen Besuch empfangen, und seitdem schien er traurig und niedergeschlagen. Der Anblick der Bilder Josephinens und Marie Louises hatte seine düstere Stimmung vermehrt. Die Person, die er empfangen, war ein Polnischer Offizier, ein Graf Poniatowski, ehemaliger Offizier in der großen Armee, der an demselben Morgen gelandet war, nachdem er mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten, seinem Herrn ins Exil zu folgen und seinen Felsen und seinen Geier mit ihm zu theilen. Gewiß hatte diese Zusammenkunft schmerzliche Erinnerungen in dem Kaiser geweckt.

Napoleon sprach zuweilen einige Worte Englisch, aber es war das seltsamste Englisch, das man hören konnte. Er hatte sich eine übertriebene Vorstellung von der Weinklebe der Engländer gemacht, und so oft wir Fremde bei Tische gehabt hatten, fragte er mich, wie viel Flaschen mein Vater geleert habe. Dann zählte er lachend an den Fingern, oft bis fünf. Eines Tages sagte er mir, um mich zu ärgern, daß die Englischen Damen viel Brantwein und Genèvre tranken; dann fügte er Englisch hinzu: „You laike verree mosh dreenk, Mees. Sometaimes brandee, jeen.“ (Sie trinken gern sehr viel, Miß, zuweilen Brantwein, Genèvre.) Obwohl ich große Mühe hatte, nicht über seine Aussprache zu lachen, so war ich doch über seine Beschuldigung sehr empört und versicherte ihm, daß die Englischen Damen den größten Abscheu gegen spirituose Getränke hätten, und daß sie sogar diese Delikatesse bis zur Ziererei trieben. Mein Eifer schien ihn zu amüsiren, und er sprach von einer gewissen Mistress B., die ihn einmal im Zustand der Trunkenheit besucht habe. Es war sonderbar genug, daß unter der kleinen Anzahl Englischer Damen, die ihm je vorgestellt worden, sich eine gefunden haben sollte, welche dieser schlechten Gewohnheit ergeben war. Doch gestand er zuletzt lachend, daß er diese Beschuldigung nur erhoben, um mich böse zu machen; aber als ich mich zurückzog, sagte er gleichwohl aufs neue: „You laike dreenk, Miss Betsee, dreenk, dreenk.“

(Schluß folgt.)

<sup>\*)</sup> Vgl. Nr. 91 des Magazins.

## Die Britische Seemacht seit fünfzig Jahren.

(Schluß.)

Von Napoleon's Unternehmungen haben wenige einen solchen Wiederhall gefunden, wie die Expedition nach Aegypten. Das Geschwader, welches ihn und seine Truppen dahin brachte, bestand aus 13 Linienschiffen und 8 Fregatten, 2 Venetianischen Schiffen von 64 Kanonen und 6 Fregatten, 2 Briggs und anderen leichten Fahrzeugen: im Ganzen 70 Kriegs- und 400 Transport-Schiffe, die 36,000 Soldaten trugen. Napoleon nahm im Vorbeifahren die Insel Malta und landete am 2. Juli zu Alexandrien. Nelson hatte mit 12 Linienschiffen, dem „Leander“ von 30 Kanonen und einer Brigg am 8. Juni die Expedition vor Toulon gesucht; und am 22ten desselben Monats kreuzte er, ohne sie zu bemerken, in derjenigen Gegend, wo das Mitteländische Meer am breitesten ist, zwischen Kap Mesurata in Tripoli und der Oeffnung des Adriatischen Golfes.

Die Seeschlacht bei Abukir war ein nächtlicher Kampf; sie begann mit Sonnen-Untergang und endete, als der Tag grante. Dieser Sieg ist Nelson's Meisterwerk; er sah auf den ersten Blick den Fehler, den die französische Flotte begangen hatte, indem sie vor Anker geblieben war. Mächtig sie sich segelfertig, als Nelson's Geschwader am Horizont erschien, so konnte ihre Nachhut am Treffen teilnehmen; der Sieg würde alsdann den Engländern viel theurer zu stehen gekommen, auch viel weniger entscheidend gewesen seyn; ja, hätte die französische Nachhut noch um 7 Uhr Abends ihre Ankertaue gekappt, so hätte die Britische Nachhut vollauf zu thun bekommen und der auf den Strand gesetzte „Euloden“ wäre vermuthlich unterlegen. Allein die französischen Schiffe ließen sich eines ums andere schlagen und wurden der Reihe nach durch überlegene Kräfte zerschmettert. Nie hat man wackerer gekämpft, als die Franzosen bei dieser Gelegenheit, wenn es nicht etwa ihre Besieger gewesen sind. Das Admiralschiff „L'Orient“ mit 120 Kanonen unter Brueys zwang den „Bellerophon“ zum Weichen und brachte jedem anderen Angreifer empfindliche Verluste bei, bis es Feuer fing und aufstog. Der Vice-Admiral war schon getödtet worden; sein Nachfolger, Casa Bianca, war schwer verwundet; die meisten Offiziere und der größte Theil der Mannschaft hatten ihr Leben verloren. Der „Franklin“ und der „Tonnant“, von dem braven Dupeit-Thouars befehligt, wehrten sich sehr tapfer, eben so der „Guerrier“, und überhaupt alle Fahrzeuge der Vorhut und des Centrums, welche am Kampfe theilnahmen. Der „Mercur“ und der „Peureux“ warfen sich auf die Rüste und verbrannten; der „Timoleon“, von seiner eigenen Mannschaft angezündet, flog in die Luft; die „Artemisa“, welche ihre Fahnen gesenkt hatte, traf ein gleiches Schicksal. Ehe unsere Sieger die Bai von Abukir verließen, verbrannten sie den „Guerrier“, der zu übel zugerichtet war, als daß man ihn hätte mitnehmen können. Nur zwei Linienschiffe, der „Généreux“ und der „Guillaume Tell“, und zwei Fregatten, die „Diane“ und die „Justice“, entgingen dem allgemeinen Verderben. Von dreizehn Linienschiffen waren elf zur Beute gemacht oder vernichtet; zwei Admirale und zwei Capitaine kamen um; der Vice-Admiral Blanquet und sechs Capitaine wurden verwundet. Alle Fahrzeuge, die an dem Kampfe theilgenommen, waren wie mit Blut übergossen, und keines, das noch widerstehen konnte, ergab sich. Im Anfang der Schlacht erhielt Nelson oberhalb des Auges, das er schon verloren hatte, durch einen Holzsplitter eine leichte Verletzung. Der Capitain der „Majesty“, G. B. Westcott, verlor das Leben; die Capitaine Darby und Ball wurden verwundet. Im Ganzen hatten wir 218 Todte und 678 Verwundete.

Mit Recht sagte Nelson, daß diese Schlacht hinsichtlich ihrer Ergebnisse noch mehr eine Eroberung als ein Sieg war. Die Schlacht bei Abukir ist nach dem Urtheile gütlicher Richter die kühnste und zugleich die besonnenste, die von unserer Seite jemals geschlagen worden. Während sie aber Englands nautische Ueberlegenheit sicherte, war sie für die französische Marine eine weniger demüthigende als ehrenvolle Niederlage. Von dieser Epoche an knüpften sich unsere nautischen Unternehmungen enger an die militairischen und politischen Bewegungen des Festlandes; der Chef unserer Flotte im Mitteländischen Meer wurde in der That unser diplomatischer Chef in diesen Gewässern, und noch jetzt muß der Offizier, der diesen Posten bekleidet, große nautische Erfahrung und ungewöhnliche Talente mit der politischen Einsicht des Staatsmanns verbinden.

Nach der Schlacht bei Abukir lieferten uns die Franzosen nur noch eine große Schlacht, die bei Trafalgar \*). Der Admiral Villeneuve hatte nachdem er Coruña, Vigo und Ferrol berührt, unser Beobachtungs-Geschwader südwärts gegen die Straße von Gibraltar gedrängt und war in Cadix eingelaufen. Dieser Hafen konnte eine so bedeutende Flotte, wie die seinige, nicht verproviantiren, besonders nach den Maßregeln, die Collingwood ergriffen hatte, um die Zufuhr von Lebensmitteln durch neutrale Fahrzeuge zu verhindern. Villeneuve mußte am 19. Oktober 1807 mit seiner Vorhut von Cadix aufbrechen, und am anderen Morgen stieß der Rest seiner Flotte zu ihm. Sie bestand aus 33 Linienschiffen, 5 Fregatten und 2 Briggs. Dieses Geschwader wurde am 21ten von Lord Nelson mit 27 Linienschiffen, worunter drei von 64 Kanonen, angegriffen; da wir aber sieben Schiffe mit drei Verdeckten hatten, während der Feind ihrer nur vier, sämmtlich Spanier, hatte, so waren die Flotten, wo nicht an Zahl, doch an Stärke einander gleich. Diese große Schlacht wurde im Angesichte des Kap Trafalgar geliefert, so daß die Untiefen und der Hafen von Cadix unterm Winde blieben. Als eine

\*) Nelson's Unsterblichkeit knüpft sich an zwei Arabische Namen; denn auch Trafalgar, genauer Tarf-al-Ghar, d. h. Höhlen-Seite, ist Arabisch.

Beränderung in der Luft den Engländern günstigen Wind gab, griffen sie mit vollen Segeln und auf zwei Linien an. Der Feind erwartete uns vor Anker, in sichelförmiger Schlachtreihe, so daß die Extremitäten mehr im Winde waren, als das Centrum. Diese Schlacht-Ordnung, die man bisweilen dem Zufall beimaß, war die zweckmäßigste, um beide Linien der Britischen Flotte zu empfangen; sie gestattete, und zwar gleich im Anfang der Schlacht, einer größeren Zahl von Schiffen das Beschießen der vorgerücktesten Englischen Schiffe. Auf der anderen Seite waren zwei Kolonnen, die so wenig Fronte als möglich böten, auch für Nelson die günstigste Angriffsstellung. Eine wohlgeformte und von geübten Kanonieren verteidigte Halbmond-Fronte würde den Vortheil in Admiral Villeneuve's Hände gelegt haben, wenn er nach hitzigem Empfang unserer ersten Fahrzeuge seine ganze Fronte dem Wind so nahe als möglich segelfertig gemacht und entfaltet hätte. Allein die zur Ausführung eines solchen Manövers notwendige Kaltblütigkeit und Genauigkeit darf man nur von erfahrenen und einsichtsvollen Offizieren erwarten.

Einige Augenblicke vor dem Beginnen des Feuerns erkannte Nelson an dem schweren Anschlagen der Wellen, daß ein Windstoß sich ankündigte. Sofort gab er mit der Vorsicht eines großen Seemanns seinem Geschwader das Signal, sich zum Anker vorzubereiten, da er wohl einsah, daß eine Flotte nach einem Kampf, wie der zu bestehende, sehr wenig im Stande seyn würde, in offener See zu laviren. Hätte man diesem Befehl, den er noch sterbend dem Capitain Hardy wiederholte, Folge geleistet, so wären alle Prisen gerettet worden und viele kostbare Menschenleben dazu.

Eine Beschreibung der Schlacht von Trafalgar ist beinahe unmöglich, und auch Herr James bringt bei aller angewandten Mühe nur Verwirrung ins Chaos. Vierzehn Britische Schiffe nahmen allein ernsthaften Theil am Treffen; die übrigen rasteten nur die Prisen zusammen oder beschleunigten höchstens den Augenblick der Gefangennehmung. Einiger Details wollen wir gleichwohl Erwähnung thun. Der „Redoubtable“, ein französisches Schiff von 74 Kanonen, war zwischen die „Victory“ und den „Daring“, zwei unserer Dreidecker, eingekengt. Es begann damit, die Stückforten seiner unteren Batterie zu schließen, und gab nur aus seiner zweiten Batterie, von Kasernen und Marsen Feuer; dennoch dachte keiner der beiden Dreidecker aus Entern. Fern von dieser Stelle tödtete das Feuer der Marsen des „Redoubtable“ den Lord Nelson und lichtete die Reihen auf dem Hinterkastell der „Victory“ so gut, daß die Franzosen dieses Schiff zu entern versuchten. Ihre Zurücktreibung kostete ein Drittel von der Gesamtzahl der an Bord Gefallenen. Wie es zugeht, daß ein zwischen zwei Dreideckern eingeklemmtes Schiff von 74 Kanonen nicht in weniger als 10 Minuten auf den Grund sank, ist unerklärbar. Merkwürdig sind auch die Widersprüche in der Verteidigung des „Redoubtable“: er schloß anfänglich, wie von panischem Schrecken ergriffen, die Stückforten seiner unteren Batterie; dann verteidigte er seine zweite Batterie und die Kasernen mit erstaunlichem Heldenmuth; er beschäftigte für sich allein zwei Schiffe von je drei Verdeckten und zwar so wirksam, daß sie, nachdem sie ihn bekämpft, nichts mehr zum Siege thun konnten.

Die „Victory“ hatte, nach offiziellem Bericht, 37 Todte und 200 Verwundete; 20 Mann waren schon getödtet und 30 verwundet, ehe Nelson's Schiff auf der feindlichen Linie ankam; 19 andere fielen und 22 wurden verwundet, als sie dem „Redoubtable“ seinen Versuch zu entern wehrten. Sonach hatte die „Victory“ während des eigentlichen Kampfes nur 18 Todte und 50 Verwundete gehabt, eine geringe Zahl, wenn man die Menge Kanonen erwägt, deren Feuer Lord Nelson aushalten mußte. Eben so ist es sehr schwierig, die Differenz in der Zahl der Getödteten und Verwundeten auf den Schiffen, die in ganz gleicher Lage und ganz demselben Artillerie-Feuer ausgesetzt waren, zu erklären. So hatte die von Nelson angeführte, mit dem Winde gehende Linie 571 Getödtete und Verwundete, während die Linie unter dem Wind, von Collingwood befehligt, 1119 Mann, also fast das Doppelte der anderen, verlor. Einige Schiffe, die mehrere Minuten lang Bord an Bord kämpften, erlitten nur unbedeutende Verluste. Die Schlacht bei Trafalgar war ein großer und ruhmvoller Sieg; alle Kämpfer thaten Wunder der Tapferkeit, und ihr Verlust kann die Ehre der Ueberwundenen nicht schmälern. Die ganze Reihe dieser großen und kleinen Seetreffen beurkundete aber unfehlbar die Ueberlegenheit unserer Marine; und es ist eine nicht genug hervorzuhebende Thatsache, daß im Verlauf des ganzen Krieges, in allen Unternehmungen, bei denen große Flotten theilhaftig waren, kein Britisches Linienschiff jemals seine Flagge eingezogen hat, während im Gegentheil jedes von ihnen der Britischen Marine zahlreiche Trophäen einbrachte.

Nach der Schlacht bei Trafalgar hatten unsere großen See-Operationen kein bestimmtes Ziel mehr, da der Feind uns die Meere preisgab. Die Idee, eine ungeheure Expedition in die Schelde zu schicken, unter dem Kommando eines Offiziers von notorischer Unfähigkeit, mit einer Flotte, die bedeutend genug war, um es mit der ganzen Marine Frankreichs aufzunehmen, und alles dies ohne hinlängliche Kenntniß von der Stärke der Befestigungen Antwerpens und seiner Zugänge, war eine Tollkühnheit, um derenwillen man das Ministerium in Anklage-Stand hätte bringen sollen. Die auf den Schiffen befindlichen Nordsee-Lootsen erklärten, als man zur Mündung des Flusses kam, daß sie nicht weiter gehen könnten. Der „San-Domingo“, das Vorder-schiff, hatte kaum sein Feuer eröffnet, als die Lootsen des „Blake“ vom Hinterkastell verschwanden und dieses Schiff auf einer Sandbank scheitern ließen. Hätte der Feind besseres Pulver gehabt und besser gezielt, so wäre der „Blake“ verloren gewesen. Der Zweck dieser großen Expedition war, Antwerpen zu nehmen, sein Arsenal zu zerstören und die 11 Linienschiffe, 4 Fregatten und 40 kleinen Fahrzeuge in seinen Gewässern zu erbeuten oder in Brand zu stecken. Hätte man die Truppen gleich bei Blankenburg oder Cadix aus-

schiff, so wäre das Projekt nicht gar schwer zu realisiren gewesen; aber die Unentschlossenheit des Befehlshabers und seine schlechten Maßregeln brachten unserer Mannschaft nur Krankheiten, Schande und Niederlage. England würde sieben Achteile des Aufwandes, den diese unselige Expedition erforderte, gespart haben, hätte es ein Blokade-Geschwader vor der Schelde unterhalten, und zwar so lange, bis der Feind sich entschlossen hätte, den Kampf anzunehmen, oder selbst bis zum Frieden.

Oberst Napier sagt in seiner „Geschichte des Krieges auf der Halbinsel“, es wäre gerathen gewesen, jene Expedition, statt nach den Sümpfen von Balcheren, nach Nord-Spanien zu schicken; und trägt uns nicht unser Gedächtniß, so existirt ein Brief des Herzogs von Wellington, in welchem er dieselbe Bestimmung für jenes große Geschwader in Anspruch nimmt und zugleich bemerkt, es sey wünschenswerth, in den Transport-Schiffen Lebensmittel auf vier Monate mitzunehmen, indem weder Portugal noch Spanien die Bedürfnisse einer großen Armee liefern könnten. Der Herzog hatte das unglückliche Ergebnis des Unternehmens vorhergesehen, aber die Minister schenkten seinen weisen Rathschlägen kein Gehör.

Unter dem Oberbefehl eines so ausgezeichneten Offiziers, wie des verstorbenen Lord Ermouth, der sich schon in seiner Jugend, unter dem Namen Pelleu, hervorgethan hatte, mußte Alles gelingen. Sein Angriff gegen Algier hatte vollkommenen Erfolg, und doch würde das Geschwader, als es seine Stellung einnahm und als es sie verließ, empfindliche Verluste erlitten haben, hätte ein kundigerer Feind die Batterien der Stadt armirt. Lord Ermouth verabsäumte nichts, was ihn des Sieges versichern konnte. Seine Mannschaften machten zweimal wöchentlich das Exerciz mit Feuer und mit Kugeln; jeder Kapitain war mit einem Plan der Festungswerke versehen, die man angriff; Jeder kannte im Voraus den Posten, den er einnehmen sollte; außerordentliche Vorräthe an Pulver und Munition befanden sich auf jedem Schiffe. Man will wissen, daß, als die Britische Flotte nahte, ein Parlamentair-Boot, von dem übrigen kein Mensch etwas bemerkte, auf dem Wege war, um dem Admiral anzuzeigen, alle seine Bedingungen seyen angenommen; diesem Umstande soll man es verdanken, daß keine Kugel gegen die Flotte abgeschossen ward, ehe sie unter den Batterien angelangt war. Auch als Lord Ermouth wieder in hohe See ging, hätten die wenigen auf den Wällen gebliebenen Kanonen ihn lebhaft beunruhigen können, und es ist räthselhaft, warum die Algerer diesen Vortheil nicht benutzten. Das kleine, mit uns alliirte, Holländische Geschwader benahm sich auf die glänzendste Weise.

Herrn James' Beschreibung der Schlacht von Navarin ist ohne Zweifel unter den vorhandenen die beste. Bei Ausführung der Befehle Sir Edward Codrington's, welche dahin lauteten, daß man in allen Stücken nach den Instructionen der Gesandten sich richten solle, und besonders des Briefes Sir Strafford Canning's, welcher dem Admirale förmlich befehlt, in Ermangelung anderer Mittel „Gewalt und Kanonen“ anzuwenden, um von Ibrahim-Pascha einen Waffenstillstand mit den Griechen zu erzwingen, verdeckt Herr James die ganze Verantwortlichkeit des Admirals. Wirklich hatte dieser keine Maßregel der Klugheit und der Vernunft verabsäumt, um Feindseligkeiten auszuweichen; auch zeigte er eben so viel Energie als Verstand und Entschlossenheit, indem er der Türkisch-Aegyptischen Flotte wehrte, aus der Abrede von Navarin nach Patras abzugehen. Alles was Herr James von der Stellung der verbündeten Flotte, unter dem Binde der Türkischen Branden, erzählt, ist vortrefflich geschrieben. Die beiden Flotten waren kampferüstet; es bedurfte nur eines Funkens, um die Brunnst auszulodern zu lassen. Die Lebhaftigkeit, womit Captain Fellowes seine Schaluppe abschickte, um den Branden zurückzudrängen, entlockte diesen Funken. Vielleicht wär' es regelrechter gewesen, den See-Telegraphen agiren zu lassen, um die Ordre des Admirals zu verlangen; allein schon hatten die Türken ihre Partie ergriffen, und es blieb nur noch die feurige Begrüßung übrig. Der Winter fing an, und eine Blokade wäre unmöglich gewesen; außerdem würde sie auch die Horden Ibrahim's in ihrem Zerstörungswerke nicht aufgehalten haben. Gewalt war das einzig übrige Mittel, um dem Barbaren seine Beute zu entreißen. Der Boden Griechenlands war vom Blute seiner Söhne geröthet, und seine schönsten Töchter schmachteten in den Harems. Die Schlacht bei Navarin beschleunigte nur die Lösung, und darum war sie kein „untoward event“, als welches die Tories sie durch Wilhelm's IV. Mund zu bezeichnen wagten. Sie war durch ihre Ergebnisse eben so nützlich, für England und seine Verbündeten eben so ehrenvoll, als es die Beschießung Algiers hatte seyn können.

Mit der Schlacht von Navarin schließt das Buch des Herrn James, aber noch lange nicht die Geschichte der Englischen Marine. Nicht bloß der Kriegszug des Jahres 1840 an den Küsten Syriens, sondern, und zwar vor Allem, die unermesslichen, in allen Zweigen des Marine-Departements bewerkstelligten Vervollkommnungen, die wunderbaren Fortschritte der Dampfschiffahrt, die glücklichen Resultate der an Bord des „Excellent“ gestifteten Artillerie-Schule, die Verbesserungen aller Art in Disziplin, Unterweisung und Wohlfahrt der Mannschaften, könnten für sich allein Gegenstand mehrerer starken Bände werden. Es ist dies ein gewaltiger, sehr interessanter Stoff, dessen Interesse aber noch um ein Bedeutendes erhöht würde, wenn wir die Fortschritte der Britischen Marine mit denen, welche andere Mächte gethan, und die gewiß nicht weniger merkwürdig sind, zusammenstellten.

## Italien.

### Italien als Bundesstaat.

Es ist in der letzten Zeit viel davon die Rede gewesen, daß die Italiänischen Staaten, nach dem Muster der Deutschen, einen Zollverein und

demnächst auch, dem Auslande gegenüber, einen geschlossenen politischen Körper gleich dem Deutschen Bund bilden sollten. Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, so disparate Elemente zu vereinigen, wie sie in Italien zerstreut sind, leuchtet jedoch nur allzusehr ein. Hören wir, was darüber, so wie über den Charakter der Italiäner überhaupt, die in der neuesten Zeit und den letzten, in den politischen Blättern enthaltenen Nachrichten zufolge, sich hier und da wieder durch krampfhaftige Zudungen im Staats-Organismus bemerklich zu machen anfangen, Professor E. M. Arndt in Bonn sagt. Es sind die nachfolgenden Bemerkungen den bereits von uns erwähnten Vorlesungen Arndt's über vergleichende Völkergeschichte entlehnt:

„... „Also ich kann und will die großen Schäden der Art und des Charakters und des ganzen Lebens der Italiäner nicht ableugnen. Sie sind sehr groß, und ein jedes Volk, welches durch ähnliche Verhältnisse gegangen und in ähnlichen Verhältnissen stünde, würde vielleicht noch schlimmere Schäden werfen. Diese Schäden haben so tief in den Kern und das Mark des edlen Volkes hineingefressen, daß sie nur durch die ungeheuersten Mittel, die ich gegenwärtig noch nicht als gefunden erblicken kann, die aber Gott zu seiner Zeit in die Welt bringen wird, geheilt werden können: denn keiner bilde sich ein, daß die sogenannten allmählig und gelind wirkenden Arzneien hier helfen. Dies sind solche Schäden, die da ausgebeizt und ausgebrannt werden müssen. Ist die Zeit eines Mittels und eines solchen Eintretens Gottes nah? Viele unglückliche Italiäner glauben es — das Unglück giebt entweder zu viel oder zu wenig Hoffnung — ich glaube es nicht. Es müssen vielleicht noch Jahrhunderte Wasser von den Bergen laufen, ehe solches kommen wird. Denn bildet euch nur nicht ein, daß die Italiänischen Laster und Gebrechen durch den sanften, milden Fortschritt von Bildung, von Milde und Gerechtigkeit ausgeilgt werden können; wenn manche Hindernisse, welche ihnen jetzt wie unersteigliche Berge im Wege liegen, durch die unwälzende und umschaffende Zeit weggewälzt seyn werden, dann muß Gott einen gewaltigen eisernen Mann senden, der die eine Hälfte von einem Weisen, die andere von einem Tyrannen hat, einen Mann, wie Friedrich der Zweite, der Hohenstaufe, war, der selbst aus Kalabriern und Siciliern Helden zu machen verstand — einen solchen eisernen Mann muß er ihnen senden, einen Krieger, Befehlgeber, Gestalter, mit dem schärfsten Schwert und dem strengsten Scepter, der sie zusammentreibt, zusammenstampft und durch große Leiden und große Freuden, durch Freuden des Siegs und der Kraft, wodurch Italiänisches Selbstgefühl und Stolz geweckt wird, sie aus der Versunkenheit, worin sie liegen, wieder auf die lichten Höhen der Sittlichkeit und Geselligkeit führe. Erzwingen der Einheit, so lautet das harte Wort und die schwerste Aufgabe; denn nicht in zerschnittenen Gebieten, nicht in Scheidungen durch Berge und Thäler liegen die Hindernisse, sondern in den durchschnittenen und geschiedenen Herzen; — die südlichen würden am schwersten zur Einheit des Italiänischen Lebens zu bringen seyn; gleiche Sprache ist ein Gewaltiges, ein Größeres aber gleiches Gemeingefühl. Solch einen schöpferischen Helden ein halbes Jahrhundert, solche oder ähnliche Herrscher ein volles Jahrhundert als Nachfolger — dann träumt von einem Italiänischen Volk, von Italiänischer Einheit! Doch dann braucht ihr nicht zu träumen, dann habt ihr sie.

„Und wohin wenden die Meuterischen, die Unzufriedenen — denn mit welchen der gegenwärtigen Regierungen sind sie zufrieden? — ihre Blicke? Sie schauen über die Berge nach Frankreich. Von den Franzosen, von Französischen Getümmeln und Erschütterungen, von Französischen Freiheits-Aufrufen und Vaterlands-Bekundigungen, wie oft und wie viel sie auch von ihnen getäuscht sind, erwarten sie ihr Heil, ihre Volks-Verjüngung, und starren dabei mit blinzelnden und halbverschlossenen Augen gleich leichtsinnig und unverständig, ohne irgend Mittel der Ausführung, Entwürfe der Klugheit zu wägen oder zu haben, ins dunkle Blau der Zukunft hinaus.

„Aber, hat man gesagt, kann nicht Italien einen Bundesstaat bilden, wie die Deutschen? wäre das nicht das leichteste, unblutigste Mittel? könnte dadurch nicht die Stärke gefunden, die Macht gegründet werden, daß Italien mit gesammten Händen jedem Fremden begegnen könnte, der über die Alpen oder von der See her seine Raube zu stören käme? Höre einmal! Oesterreich hält 30,000, Sardinien 40,000, der Papst 30,000, Neapel und Sicilien 100,000, die kleinen Staaten zusammen 30,000 Mann; auch schüßen Neapel, Sardinien, Oesterreich leicht eine Flotte von 60 großen und 200 kleinen Kriegsschiffen — wäre das keine Macht? Freilich eine hübsche Macht, sogar eine große Macht, wenn man Italiens geographische Vortheile, die es zur Selbst-Vertheidigung hat, mit in Anschlag bringt. Man hüte sich nur, Dinge so leicht mit einander zu vergleichen, die äußerlich wohl ähnlich scheinen, aber innerlich die ungleichsten sind. Die Deutschen waren wohl herunter gekommen durch die eigenthümliche Verklüftung und Zersplitterung, ich möchte sagen Verschlingung und Verstrickung ihrer außerordentlichen Kräfte, aber sie waren nicht um das Glück des Gefühls und Begriffs von Gerechtigkeit und Gehorsam gekommen; sie hatten ihre eingeborenen, ihre eigenen Kaiser, Könige und Fürsten immer zu Herrschern gehabt; sie waren von Fremden viel angerannt, zuweilen umgerannt, waren aber flugs wieder aufgestanden und hatten ihre heiligen Lande von den fremden Drängern wieder gereinigt; sie waren ein kriegerisches, streitbares, treues Volk geblieben. Aber in Italien, woher soll man plötzlich Bände nehmen, welche Sandhaufen binden können? woher die Reizung, den Willen, den Gehorsam, die so Loses, als ein von Vielen geschlossener Bund ist, zusammenhalte und ihm in Noth und Gefahr Kraft und Gewicht gebe?

„Wenn man auch davon absehen will, welche Augen die fremden Mächte, besonders das mit laurischen Blicken über die Alpen schauende Frankreich machen würden, wenn eine der drei großen Italiänischen Mächte, Oesterreich, Papst, Neapel, vorzüglich die ersten beiden, welche eigentlich die Hauptmächte

der Halbinsel sind, den Gedanken eines Italiänischen Bundesstaats verwirklichen wollten, ja wenn man annehmen könnte, daß die fremden Mächte, daß sogar die Franzosen keine Augen machten und mit keinen Einreden kämen — wäre das denn durch den papiernen Buchstaben, durch die von den Herrschern unterschriebene Urkunde schon ein Bund? wäre es ein Bund, der Hände und zusammenschloße? Nein nimmer, auch wenn er recht fest zusammengeschnürt werden könnte. Der Italiäner in seiner innersten Beschaffenheit ist noch eben so, wie er 1790 und 1815 und 1822 sich gezeigt hat. Napoleon mit 70,000 bis 80,000 Mann, welche eben so vielen Oesterreichern gegenüberstanden, eroberte das mit seinen Fürsten und Herrschern feindselig gestimmte und feindselig gesinnte Land; von 100,000 Italiänern, die als Soldaten wirklich auf den Beinen standen, die zum Theil gegen die Franzosen auszogen, was hatten die Franzosen von ihnen zu fürchten? Ihrer 10,000 jagten immer 30,000 und 40,000 Italiäner. Es gehören vorher noch andere, und zwar viele der schwersten Dinge dazu, um ein kräftiges streitbares Volk zu machen. Und was frommte denn der Bundesname? Es wäre denn, daß man es mit Italien machte, wie man in anderen Nothzuständen es mit künstlichen Nothbehelfen gemacht hat, wie man vor zehn Jahren mit dem jungen Königreich Belgien gethan hat, daß man Italien für ein unseitiges, unantastbares, heiliges Land erklärte? Aber ich frage: was sollte euch das frommen? was sollte es vollends den Italiänern frommen? Man könnte gerade ihnen kein schlimmeres Geschenk machen, vielleicht unserem ganzen Geschlecht kein schlimmeres Geschenk machen, als die Verbürgung eines ewigen Friedens. Auch der Krieg ist eine der Ordnungen Gottes, ist, wie Wind und Sturmwind von Gott geschaffen ist, die faule stochende Pestluft zu verzagen und frischen und hellen Lebensathem in die Natur zu blasen, eine geheime göttliche Nothwendigkeit, die schlummernden Geister in dem Menschen aufzuklären und die Laster der Faulheit, der Bollust und Weichlichkeit, worin sie sonst versinken würden, mit der blutigen Geißel zu streichen und auszuputtschen. Die Italiäner aber müssen nicht gestreichelt, nicht langsam und nicht sanftiglich, gleichsam wie durch eine zarte prinzipische und priesterliche Erziehung, zur Tugend und Kraft, wozu gottlos durch Hätscherei und Schmeichelei nicht gelangt wird, herangehätschelt und herangeschmeichelt werden, sondern Noth, Gewalt, Krieg, großer und ungeheurer Freuden und Leiden bedarf es, um ein politisch so tief gesunkenes und verkommenes Volk wieder zu erfrischen und zu erheben.

„Selbst also ein hart zusammengezogener Bund, selbst ein strenger und härter zusammengezogener Bund, als unser Deutscher bis jetzt noch ist, könnte Italiens Zustand nicht bessern, sondern ihm höchstens einen etwas hübscheren trägerischen Schein von Macht und Selbständigkeit geben; aber auch ein solcher Bund ist eine Unmöglichkeit. Denn erstlich könnte und dürfte der Paps nicht erlauben, daß z. B. Oesterreich oder Neapel, oder welche Macht sonst einen vorwiegenden oder überwiegenden Einfluß gewönne. Er müßte in dem Bunde, wenn nicht der erste, doch immer der zweite Mann seyn, würde durch seinen nothwendig hemmenden hindernden Einfluß da wirklich der erste Mann seyn: denn der erste Mann ist nicht, wer mit den meisten Soldaten, sondern wer mit den meisten geistigen Kräften und Hülfsmitteln aufmarschieren kann. Gäbe es nun auch einmal Päpste gleich den Gregoren, Innocenzen, Alexandern, Julius, die allenfalls selbst im Harnisch an Heeresspitze sich nicht übel annehmen würden, so ist doch der Paps kraft der Macht, die er in der Christenheit trägt, immer mehr auf die Umgürtung des geistlichen Schwerts angewiesen. Er ist ein Priester Gottes, ein Melchisedek, der den Frieden predigen und vermitteln muß, wenn auch alle Welt Krieg will und Krieg wollen muß, er muß die Rolle des Friedfertigen und Versöhnlichen spielen, er muß die Gewalt des Schwertiebes hemmen und schwächen. Geseht nun, Italien als Macht hätte Krieg, blutigen bösen Krieg, Krieg auf Leben und Tod mit einem seiner Nachbarn, jede kühnste Kraft oder Begeisterung, jeder frischeste Mut wäre zur Abwehrung und Rettung nöthig, würde der Paps, der Vater der christlichen Welt, würde er der freie frische Kriegsheroth seyn, würde er Christen gegenüber Krieg auf Leben und Tod predigen und führen heißen? Wohl für einzelne Stöße und Gelegenheiten, aber schwerlich auf die Länge. Sein Amt, seine priesterliche und politische Stellung, seine priesterliche Ansicht, die Ansichten und Rollen der hohenpriesterlichen Genossen, der Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, würden die einen kräftigen, kriegerischen, auf Krieg gerüsteten Bund werden lassen? Ein Staat aber und noch weniger ein Bund, welche nicht die Hülle der Streitbarkeit und des Vertheidigungsmuthes in sich haben, sind weder Staat noch Bund.

„So stehen denn deine Zustände, so liegen deine Verhängnisse und Hoffnungen, du schönes Italien. Ein Land, herrlich und schön, wie kaum ein anderes, mit allen Reizen und Hülfsmitteln der Bildung und Macht, ein Land, von 22—25 Millionen Menschen bewohnt, welches, wohl geordnet und regiert, eine halbe Million Krieger und eine Flotte von einigen hundert Kriegsschiffen stellen könnte, liegt da in Ohnmacht und immer noch von fremdem Einfluß überherrscht, ein Volk, mit allen Reizen und Anlagen des Großen und Schönen, dessen Ehre und Glanz vor dreihundert Jahren noch über Europa leuchtete; es liegt da, zu viel verzweifeln und zu viel hoffend, von den Eigenen schlecht regiert und von den Fremden verachtet, und man gewahrt auch in weiter Ferne noch keine Wahrscheinlichkeit der Wiederbelebung und Wiedererhebung. Wir sind von den vielen Italiänern, die wegen der jüngsten Verschwörungen und Aufstände oder nur wegen der vielen Verdachte und Anklagen von Zettlungen und Verschwörungen ausgewichen sind, von den vielen Italiänischen Fuorusciti genug zu Gesicht und Gespräch gekommen.

Man erschrickt und man trauert zugleich, wenn man die Leerheit der Erwartungen und Hoffnungen von einem mächtigen, großen, einigen Italien vernimmt, womit sie im Elend sich wiegen und trösten. Zwar macht der Gedanke die Welt, und in letzter Instanz macht er auch die Völker und Reiche, und was so Viele fühlen, denken und wünschen, sollte es denn nicht bald Wirklichkeit werden? So Viele! Ja, wenn es bei diesen Vielen aus den Quellen des Volkshergens entspränge und in das große glühende Volksberg belebend und begeisternd zurückfließen könnte, wie in Frankreich und Deutschland — ja dann; aber in Italien? Selbst die meisten dieser Fuorusciti und Banditi entsezen sich bei der Möglichkeit, daß der santissimo padre seine Gewalt, seinen geistlichen Stuhl in Rom jemals mit weniger Glanz und Pracht als jetzt besizen könnte; sie begreifen nicht, daß wo der Priester in alle Nerven und Adern des Volks sich so gewaltig versezt hat und immer noch darin vorherrscht, daß da ein kühnes, selbständiges, herrliches, weltliches Regiment über das Ganze eine Unmöglichkeit ist. Ja, das Italiänische Volk, wie es auch sey, priesterlich, und priesterlich zu viel; der Schatten des alten, der heilige Zauber des neuen Roms schwebt um das Land und wirft tausend und aber tausend Hüllen und Decken über und um alle Reizungen, Triebe und Strebungen desselben; die That aber will volle Klarheit und Kühnheit gleich dem gezückten Schwert. Also —

„Ich beschreibe denn das unglückliche Italien zum Schluß noch mit ein paar Worten: Die Eulen, Gebildeten reifen in die Zügel, die sie nicht zerreißen können. Sie sehnen sich nach Macht und Ruhm und begreifen ihre Unmöglichkeit schwer; das Volk, unruhig, ungehorsam, meuterisch, neuerungsfüchtig, ohne daß es weiß, was es will, und ohne daß es seine Priesterzeit, sein unordentliches, halb priesterliches, halb heidnisches Leben missen will: es will genießen, träumen, beten, priestern; eine mittlere Klasse, hoffärtig auf eine schönere Vergangenheit, hält Italien und seine Zustände mit seinen Priestern und Mönchen, Professionen und Pompen, Niederlichkeiten und Zügellosigkeit immer noch für das Paradies der Christenheit, und lächelt über den dummen Deutschen, den plumpen Engländer, selbst über den leichten, listigen Franzosen; Straßenräuber, Banditen, Giftmischer springen so zuweilen mit durch, aber nicht so viel, als die Nordischen sich oft einbilden. Was kann aus Solchem werden!“

### Mannigfaltiges.

— Newton und Fourier. Ein Herr Ch. Pellarin hat ein Buch über Charles Fourier, sein Leben und sein System (Charles Fourier, sa vie et son système) herausgegeben, worin er erzählt; Fourier sey auf den Gedanken der ungleichen Vertheilung des Eigenthums in ähnlicher Weise wie Newton auf die Theorie der Anziehungskraft der Erde, nämlich durch einen Apfel gekommen. Fourier sey nämlich aus einer Provinz gekommen, wo man acht Äpfel für einen Sous (5 Cent.) verkaufte, und habe zu seinem Erstaunen wahrgenommen, daß dieselben Äpfel in Paris mit 10 Centimen pro Stück bezahlt würden. Hieraus habe er den Schluß gezogen, daß ein radikaler Fehler bei der Vertheilung der irdischen Güter obwalte. Herr Pellarin erzählt diese Anekdote ganz naiv und übersieht dabei, daß er seinen Meister, der bekanntlich Kaufmann war und also rechnen konnte, dadurch einen sehr albernem Rechnungsfehler machen läßt. Denn nicht die ungleiche Vertheilung des Eigenthums, sondern der Unterschied des Raumes und der Zeit macht, daß die Äpfel in Paris um so viel theurer sind als in der Provinz. Hätte Fourier die Vollendung unserer heutigen Eisenbahnen erlebt, so würde er wahrscheinlich auch erlebt haben, daß die Äpfel in Paris statt 16 nur etwa 2mal so theurer als in der Provinz seyn würden. Ganz freilich wird sich der Unterschied nie aufheben lassen. Aber das ist eben der Grundirrtum der Fourieristen und der Kommunisten überhaupt, daß sie (wie wir dies auch bereits an einem anderen Orte entwidelte) solche Einrichtungen, die aus der Natur der Dinge und des Menschen hervorgegangen, mit denen verwechseln, die das Werk menschlicher Gesezgebung sind. Zu jenen naturwüchsigen Einrichtungen gehört insbesondere auch das Eigenthum, welches die Französischen und die kürzlich in der Schweiz zum Vorschein gekommenen Deutschen Kommunisten unter alle Menschen auf gleiche Weise vertheilen möchten, obwohl sie selbst an die Spitze ihrer Grundsätze den Wahlspruch gestellt: „Jedem nach seiner Fähigkeit.“ Sie vergessen, daß es gerade dieser Grundsatz ist, auf dem unsere eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen, wie die aller gebildeten und ungebildeten Völker, seit Anbeginn der Welt beruhen. Eben weil jeder für sich und die Seinen nach seiner Fähigkeit Eigenthum erwirbt, darum ist es auf so ungleiche Weise vertheilt; darum vertheilt es sich aber auch mit jeder neuen Generation von Neuem, je nachdem die Fähigkeiten des Erwerbens und Zusammenhaltens sich verändern. Nun ist die Gesezgebung zwar berechtigt, Alles, was diesen Veränderungen einen unnatürlichen Damm entgegensetzt, wie z. B. das „Eigenthum in todtter Hand“, nicht zu gestatten; den Lebenden aber Norm und Schranke für das Maß ihres Besizes vorschreiben, heißt dem natürlichen Verlauf der Dinge sich entgegenstellen, und darum ist auch mit mathematischer Gewißheit zu behaupten, daß der Apfel des Herrn Fourier ihn zu einem Trugschluß verführt hat, der fast eben so großartig war, als der richtige Schluß, zu welchem Newton's Apfel den Anlaß gegeben.